

tigt. Ende 1794 kam C. Ambros Mayer nach Riedlingen, als das besagte Regiments-Knabenstift nach einem kurzen Zwischenaufenthalt in Ehingen in unsere Stadt verlegt wurde. In verschiedenen Beurteilungen und Empfehlungsschreiben wird übereinstimmend hervorgehoben, daß Mayer ein fundiertes Wissen in den verschiedenen Unterrichtsfächern besitze, daß er die neue Unterrichtsmethode vorzüglich beherrsche und überhaupt eine außergewöhnliche Neigung und Befähigung für den Schulunterricht besitze. Dies alles war damals keine Selbstverständlichkeit, da auf dem pädagogischen Gebiet seit der großen Reform von 1774 ständig experimentiert wurde und allgemeine Unsicherheit herrschte. Am 7. März 1796 schied Mayer aus seinem Militärverhältnis aus. Als definitiver Lehrer an der Riedlinger Normalschule von 1796 bis zu seinem Tode im Jahre 1809 „erwarb und bewahrte sich Mayer den Ruf strenger Rechtlichkeit und Ordnungsliebe, Gewissenhaftigkeit, Unerschrockenheit und Unparteilichkeit; seine Kenntnis des Militär-Wesens, namentlich auch des administrativen Theils, kam den hiesigen Quartierpflichtigen und Canzleien vielfach zu statten und seine Leistungen während der fortwäh-

renden Durchzüge und Einquartierungen der Truppen der französischen Republik und der kaiserlichen Verbündeten fanden dankbare Anerkennung“. (Nach der Familienchronik von J. N. Mayer, Ratsschreiber in Riedlingen, angelegt 1884-88, I. Band.)

Am 20. 5. 1818 unterzeichnet Fischer erstmals als Präzeptor. Am 30. 12. 1818 wurde er „durch die eiserne württembergische Gewalt“ nach Jagstzell versetzt, „die schlechteste Erdäpfel-Pfarrei, so nur mit Zwang 400 fl. abwirft“. Ob der „Katholisch sein sollende Kirchenrat Cammerer die causa primoria seines neuen Elendes“ ganz allein war, ist möglich, doch fällt auf, daß im selben Jahr Dekan Fidel Engel Stadtpfarrer in Riedlingen wird, der von Wilflingen seinen Vikar Anton Ehinger, den nächsten Präzeptor der lateinischen Schule, mitbringt. Kaplan Joseph Wilhelm Fischer gebührt ohne Zweifel der Verdienst, in Riedlingen ein modernes Schulwesen aufgebaut zu haben, und er hat ihm auch den neuen Geist mitgegeben.

Mit unwiderstehlichem Einsatz hat er seinen Weg angetreten und was er aufgebaut hat, existiert heute noch. Wie er seinem Kollegen Ambros Mayer, so wünschen auch wir ihm: sit ei terra levis!

Zum 150. Todestag eines fast Vergessenen

Wilhelm Waiblinger und sein oberschwäbischer Freund Friedrich Eser

Von Gabriele v. Koenig-Warthausen

In den letzten Monaten hat die literarisch interessierte Welt sich plötzlich intensiv und positiv um den früh verstorbenen genialischen schwäbischen Dichter Wilhelm Waiblinger bemüht. Anlaß dazu boten sein 175. Geburtstag am 21. November 1979 und sein 150. Todestag am 17. Januar 1980. Die Buchhändler, vor allem in Tübingen, haben den lange Vergessenen in ihre Schaufenster gelegt, die Medien befaßten sich mit ihm. Unter den meisten seiner Zeitgenossen war er verfemt, nur ein Mann hielt ihm zeitlebens die Treue: Friedrich Eser (1798-1873) aus Hürbel bei Ochsenhausen. Diesem Mann soll in einem der nächsten Hefte eine ausführliche Würdigung zuteil werden. Heute wollen wir nur seiner Freundschaft mit Waiblinger gedenken.

In allen bisherigen Veröffentlichungen über Waiblinger, sogar noch im Aufsatz der Stuttgarter Zeitung zu seinem 150. Todestag, wird als sein Porträt das eines jungen Mannes abgebildet, der doch nach neuesten Forschungen im Waiblinger Sonderheft des Marbacher Magazins von 1979 ein Wiener Mediziner war. Von Waiblinger gibt es nur ein Selbstporträt, eine Skizze, auf der er mit dichter Löwenmähne prangt.

Friedrich Eser wurde 1819 beim Oberamtsgericht Urach als provisorischer Aktuar eingestellt. Er war selbst allen schönen Künsten aufgeschlossen, schrieb Verse und besaß in hohem Maße den Instinkt für das Außergewöhnliche. So erkannte er auch sofort die überdurchschnittliche Begabung des jungen Waiblinger. Dieser wurde, knapp fünfzehnjährig, von seinen Eltern zur Laufbahn eines mittleren Beamten bestimmt und als Schreiber am Uracher Gericht eingestellt. Eser berichtet über ihre erste Begegnung: „Die Stunde bleibt mir unvergeßlich, wo der schon hochgewachsene schlanke Jüngling, aus dessen tiefblauen Augen ein ungewöhnlicher Geist sprach, von einem Verwandten mir vorgestellt wurde, und wie sein schlichtes, bescheidenes, zutrauliches Wesen sogleich meine Neigung gewann. Bald schloß sich Waiblinger an mich an, besuchte selten die Gesellschaft seiner Altersgenossen und zog es vor, mich in Freistunden auf Spaziergängen zu begleiten oder Abende in eifrigen Gesprächen über schöne Literatur auf meiner Stube zuzubringen. Ich konnte bald wahrnehmen, wie eine glühende Liebe zur Poesie den Jüngling erfüllte, und so war mir sein Geständnis nicht unerwartet, daß er die trockenen Geschäfte der Schreibstube nur mit großem Widerwillen verrichtete, obgleich er sich brauchbar und

gelehrt zeigte. Vornehmlich beklagte er, in seinen klassischen Studien auf dem Stuttgarter Gymnasium, in welchen er gute Fortschritte gemacht hatte, unterbrochen worden zu sein. Auf meine Verwendung gestattete sein wohlgesinnter Prinzipal gern, daß er wöchentlich einige Stunden den philologischen Unterricht im Seminar, dem evangelischen Priester-Seminar, besuchen durfte. Doch Waiblinger beruhigte sich dabei nicht. Er erschien eines Abends in ungewöhnlich aufgeregter Stimmung auf meiner Stube und erklärte mir, daß er die Jurisprudenz nun einmal nicht mit seinen Neigungen zu vereinigen wisse . . . Ich übernahm es, Waiblingers Eltern für unsere Ansicht zu gewinnen, was mir auch gelang. Bis Ostern 1820 mußte Waiblinger in der Gerichtsstube zu Urach harren, dann durfte er das Gymnasium in Stuttgart besuchen.“ Eser selbst kam als Rentamtmann in seinen Heimatort Hürbel. Die Freunde blieben in enger brieflicher Verbindung. Lesen wir einige Auszüge aus Briefen, so vom 25. August 1822, typisch für Waiblingers stets hochgespannte Seelenhaltung:

„In der That mein Lieber, ich muß abermal glauben, Sie seyen gestorben. Ist dies wirklich der Fall, so bitte ich Sie, meinen Brief mir sogleich zurückzuschicken. Es ist nun schon ein halb Jahr, daß Sie geschrieben haben. Überlegen Sie, ob Sie recht thun. Ich hätte Ihnen freylich viel zu sagen. Aber das Schönste, das Größte läßt sich doch nicht so gleich in Worte fassen. Genug, daß ich Ihnen einfach sage, ich habe den Aeschylos, Sophokles, Euripides, Platon und Aristophanes durch und durch studiert. Drum bin ich nun vollends ein Heide. Auch den Winkelmann hab ich gelesen und alles was ich bekommen konnte über meine Griechen . . . Ein Roman soll darum jene Kinder der jugendlichen Natur im Morgenglanz ihrer ewigen, wandellosen Schöne zur unbedingten Apotheose erheben. Phaeton heißt er, und 10 Bogen sind bereits geschrieben . . . Freund! Ich schreib ihn für die Welt! Sie lernen mich kennen in ihm . . .“

Am 8. November 1822 heißt es: „Die Tage von Aranjuez, mein lieber Eser, sind vorbeý. Dagegen br . . . man jetzt aus Zions Fenstern von der sechsten Sphäre in den Hof, der keuschen Luna ins Angesicht, dieser hundsgemeinen Sau, die die ganze Nacht nicht nach Hause geht. Mit andern Worten: ich bin auf der Universität und zwar im Stiffler . . . Ich wandle unter diesen Menschen, ich möchte fast sagen, wie im Geist. Denn dadurch unterscheid ich mich von allen, daß ich nie bin, immer werde . . . Ein tüchtig Renomé ist mir auch vorausgegangen, sowohl bey Professoren als Studenten, so daß es fest darauf abgesehen ist, mich vollends ganz und gar zum Sonderling zu steigern. Denn ich kann nicht seyn wie andere: jeder Eingriff in meine Eigentümlichkeit, sey er auch nur scheinbar, macht mich in

tiefster Seele wild. Lieber Freund: ich habe ernste Stunden, denn weder Menschen noch ihre Werke genügen mir . . . Die Ideen von Unsterblichkeit, von Zusammenfließen mit Gott, die ich in meinem nun vollendeten Phaeton ausgesprochen, sind die Grundpfeiler meines Seyns. Ich kann keinen Tod annehmen: das Wort ist Unsinn und ich fluche dem Tollen, der diesen philosophischen Act, diese Wiedergeburt, diesen Sieg des Geistigen über das Körperliche mit diesem unsinnigen Namen belegt hat. Tod spricht aus unsern Domgebäuden, aus unsern philosophischen Paragraph-Systemen, aus den schwarzen Mänteln unserer Pfaffen, aus — allem. Die ewigen Ideen, die beharrlichen, wesentlichen Formen der Welt und aller ihrer Erscheinungen, das sind die Objekte meines Geistes. Die Erkenntnis der Idee ist anschaulich und nicht abstrakt. Reines Subjekt, klares Weltauage will ich werden, oder lieber möchte ich frey seyn von der Erde, die ich nicht liebe, und hinuntertaumeln Jahrtausende lang, an allen Millionen Sonnen vorüber durchs unermeßliche All. Ewig, ohne Ufer, im Unendlichen, dem Unthier des Platon! . . . Entweder kann sie (die Philosophie) Harmonie in mich bringen — das ist aber fast unmöglich — oder (und das ist das Wahrscheinlichste) befruchtet sie in mir die schlummernden Todeskeime, fällt mich, reißt mich hinan, wird mir die Brücke zu Gott — oder werd ich wahnsinnig durch sie. Und ich sage Ihnen, das ist auch möglich. Nur eines könnte mich retten: Ich kann mich aussprechen . . .“

In einem anderen, undatierten Brief heißt es u. a.: „Ich habe die Kritik der reinen Vernunft gelesen, aber meinen Sie, das hätte mich gestillt, nur angelungen an jener namenlosen Seite . . . Aber hören Sie: seit vielen Wochen ist mir der Spinoza bekannt, vielleicht eigen geworden . . . Spinoza ist trunken von Gott und Unendlichkeit! Aber ich bin kein Spinozist: kann keyner seyn. Ich schwanke bald wild, bald schmerzvoll hin und her zwischen Theismus und Spinozismus . . . Goethe stirbt freylich nicht. Das bin ich fest überzeugt. Tod ist Unsinn. Er ist nur ein philosophischer Verwandlungsact des Körpers und der Seele . . . Je größer der Geist, je mehr er göttliche Fülle hat, desto weniger stirbt er. Tod ist wie eine Wolke, durch die man aber schnell und sicher wandelt.“

In den Frühjahrsferien von 1823 besuchte Waiblinger den jung verheirateten Freund in Hürbel, verbrachte fröhliche Tage in dem ländlichen Haushalt und ließ sich auf Esers Drängen von dessen Frau sogar die Löwenlocken abschneiden, die ihm eine fatale Ähnlichkeit mit dem Studenten Sand, dem Mörder Kotzebues, verliehen hatten. Esers Heim blieb für Waiblinger eine häufig aufgesuchte Insel des Friedens. Eine Bleistiftzeichnung aus des jungen Dichters Hand zeigt das Esersche Haus in Hürbel.

Wenig günstig urteilte Waiblinger über Biberachs großen Poeten. Der Sechzehnjährige schreibt in sein Tagebuch: „Das ist ein scheußlicher, ein erbärmlicher Kerl, dieser Wieland. Ich warf den Agathon heut in der höchsten Entrüstung an die Wand. Dieses ewige wässerige Geschwätz von Tugend und Liebe, Sophisterei und Schönheit etc. Es ist entsetzlich. Kein Funke ernster wahrer Poesie glüht in diesem Werke.“

Er war sehr kritisch, der junge Waiblinger. So führten auch fast alle seine Beziehungen zur Umwelt zu tragischen Konflikten. Seine Freunde wollte er ganz für sich allein besitzen. Alles sollten sie mit ihm teilen. Entweder fügte sich der Freund, dann hörte die von Waiblinger benötigte Spannung auf, er wurde ihm langweilig, oder aber er widersetzte sich, dann kam es erst recht zum Bruch. „Mein Verhältnis zu einem Menschen ist aus, der mir aufhörte, neu zu seyn.“ Nur Eser brachte es fertig, das richtige Gleichgewicht, die richtige Spannung zu erhalten. Waiblinger war gewiß nicht zum Geistlichen in einer schwäbischen Kleinstadt geeignet, er scheiterte im Tübinger Stift durch eine Verkettung von eigener Schuld und verhängnisvollen Umständen. Mit einem Stipendium von Cotta zog er als Berichterstatter nach Italien. Ein Zyklus über die Hohenstaufen, den Eser anregte, kam nicht zustande. Durch Hunger, Strapazen auf seinen ausgedehnten Wanderungen in Sizilien und andere Entbehrungen war Waiblingers Konstitution so geschwächt, daß er trotz aller Bemühungen einer Lungenentzündung erlag. Ein Gedicht „Kirchhof“ ist dem protestantischen Friedhof an der Cestiuspyramide gewidmet, wo Waiblinger dann selbst, nahe von August v. Goethe, die letzte Ruhestätte fand. In diesem Gedicht heißt es u. a.:

„Die Ruh' ist wohl das beste
 Von allem Glück der Welt,
 Mit jedem Wiegenfeste
 Wird neue Lust vergällt.
 Die Rose welkt in Schauern,
 Die uns der Frühling gibt,
 Wer haßt, ist zu bedauern,
 Und mehr noch der, der liebt . . .“
 Die Pyramide düstert
 Voll finst'rer Pracht empor,
 Aus jungen Bäumen flüstert
 Ein Klagehauch hervor.
 Es weht auf diese Gründe
 Das größte Altertum,
 Wenn irgendwo, so finde
 Ich hier Elysium . . .

Schon 1823 widmete Waiblinger dem Freund Eser seine Griechenlieder. Aus Italien folgten mehrere für ihn bestimmte Oden. Die letzte verfaßte er auf dem Totenbett:



Der schwäbische Dichter Wilhelm Waiblinger

Dich kenn ich, seit ich kenne, was schön ist, Freund.
 Dich lieb ich, seit ich liebe, was gut ist, Freund!
 In meinem Herzen lebst du einzig
 Seit es der delphische Gott bewohnt.

Als Eser im Jahr 1856 Rom besuchte, gedachte er wehmütig des jung verstorbenen Freundes. Dem noch schmucklosen Grab wollte er zu einer würdigen Gedenkstätte verhelfen. In der Heimat veranstaltete er eine Geldsammlung, so daß Bildhauer Joseph Kopf (1827–1903), gebürtig aus Unlingen bei Riedlingen, ein alter Rom-Deutscher, ein würdiges Grabmal errichten konnte. Seit 1865 gehört eine zerbrochene antike Säule aus griechischem Marmor mit dem eingehauenen Bildnis nach Theodor Wagners Relief und der Inschrift „Dem Andenken des Dichters von seinen Freunden im Schwabenland“ zu den schönsten Ruhestätten auf dem protestantischen Friedhof.

Denen, die sich für Waiblinger interessieren, sei mitgeteilt, daß nun endlich eine Gesamtausgabe seiner Werke, Briefe und Tagebücher erscheint, herausgegeben von Hans Königler in den Veröffentlichungen der Deutschen Schillergesellschaft. Von den geplanten fünf Bänden ist der erste bereits erschienen.